...Kranken
...Tode dem
...in dieser
...s Kreises
...war Herr
...Kreis-
...e in un-
...gewidmet.
...n in dank-
...bewahren.
Warburg
...K.

...uchen Sie unsern
...Sprudel
...einer jetzigen Be-
...ffenheit. Ein Limona-
...etränk von höchster
...ität, köstlich, er-
...end, bekömmlich.
...eifall ist uns gewiss.
...Generalvertreter:
...ugust Menne
...burg, Telefon 216.

...r moderne
...en-Sommerhut
Stück 4.75 Mk.
...W. Petri.

...Auto-Vermietung
...m 22 und 20 Pfg.
...J. Krug
...Telefon 239. Tag
...Nacht geöffnet.

...e
...523.

...gen.

12⁹⁰



revolutionär — sie besteht überhaupt nicht mehr, sie ist ausgerottet.

Was hat das Sowjet-Regiment als „Religionsersatz" zu bieten? In vielen Häusern von Wirballen bis Wladiwostok hängen heute in der „Heiligen-Ecke" statt der goldgrundierten Bilder des Heilandes und der Jungfrau: Lenins mächtiger Starrschädel und der Patriarchenbart des Urbolschewisten Karl Marx. Und auch ein Heiliges Grab gibt es, das Ziel täglicher Wallfahrten vieler Tausender: das hölzerne Monument des großen Wladimir Iljitsch Ulianow (Lenins eigentlicher Name) an der Kremlmauer. Das grausame Experiment wurde, kaum durchgeführt, durch Surrogatgestellung durchbrochen: Die Religion des Sowjetismus ist die kommunistische Heilslehre, Marx ist groß und Lenin sein Prophet. Kommt zum Gebet, Ihr Gläubigen alle!

Nicht mehr wird zu Ostern durch das ganze Russenreich das selige „Christos woskreß" erklingen, „Christ ist erstanden — nicht mehr wird der Fremde dem Fremden mit dem Bruderkuß erwidern und dem gläubigen Dank „Ja, wahrlich, er ist auferstanden ..."

Nun wird sich's ja herausstellen, ob es auch ohne Religion geht — und wie lange. Seltsam: Wir westlichen Menschen haben die Epoche des Materialismus längst hinter uns. Fast wie ein schlechter Spaß, jedenfalls wie eine dumpfe Erinnerung, auf die stolz zu sein wir wenig Grund haben, mutet es uns an, daß wir uns vor wenig Jahrzehnten einbildeten, die „Welträtsel" seien gelöst. Und nun wird die längst in die Rumpelkammer gefegte Weisheit von vorvorgestern dem „liquidierten Analphabetismus" des russischen Arbeiters und Bauern als unerschütterliches Dogma der Zukunft von staatswegen eingepaukt und mit den Foltermitteln einer unerbittlich grausamen Minderheits-Tyrannis als Lebensgrundgesetz aufgezwungen.

Hätte der westliche Mensch sich nicht längst zu der Erkenntnis zurückgefunden, daß all' unser Wissen Stückwerk ist, daß wir ewig nichts wissen werden und darum in unserer Not zu irgend einer nur durch Ahnen, Fühlen, Glauben erfaßbaren Sinngebung flüchten müssen — diese schauderhafte Vergewaltigung alles innersten Seelenlebens müßte uns erkennen lassen, wohin der Mensch kommt, wenn er mit plumper Faust die Schleier zerreißen will, die uns auf ewig vom verstandesmäßigen Erkennen des Urgrundes der Dinge trennen.

Wenn irgendwo im Leben, dann brauchen wir hier die Freiheit. Verkettet wie wir sind in die naturgesetzte Zwangsläufigkeit des Geborenwerdens, Zeugens und Sterbens, verdammt, mit ewig unnehelem Blick in die Unendlichkeit zu starren, die sich hinter uns, vor uns, um uns und in uns dehnt — wenigstens dies eine und oberste Menschenrecht wollen wir uns nicht von der Büttelfaust eines Zuchthausstaates entreißen lassen: unseren Trost da zu suchen, wo wir glauben, ihn finden zu können.

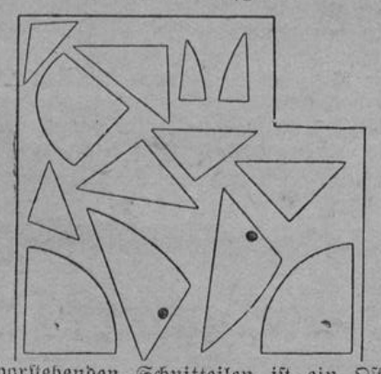
Und wenn wir irgend etwas bestimmt, wahrhaft und unerschütterlich **wissen**, dann ist es dies: „Auf Erden", das will sagen, innerhalb unseres Erkenntnisvermögens finden wir den Trost **nicht**, der uns dies Leben ertragen, unsere Tage mit Gehalt erfüllen und zur Gestalt vollenden lehrte. Wer dies erst einmal erkannt hat, der muß sich schon sehr stark fühlen, wenn er sich zutrauen will, er könne diesen Trost, diese Stütze aus der Kraft eigenen Denkens, Erlebens, Erfahrens, Erringens finden. Wer solches seelischen Titanentums entbehrt, der wird über kurz oder lang doch den Anschluß zurückgewinnen müssen an eine der großen Glaubensgemeinschaften, die wir Kirchen nennen. Er kann es vielleicht ablehnen, sich ihren Bindungen bedingungslos zu unterwerfen — wie sie alle, der Schwachheit des Menschen kundig, es anraten oder gar als Bedingung ihrer Heilsverheißung fordern. Dennoch wird er, wenn die Osterglocken tönen, im tiefsten Herzen ein Gefühl der Zusammengehörigkeit empfinden, das ihn erinnert, wie doch [illegible] Wesen, im Blute seiner Vorfahren aus zwei ringenden Jahrtausenden ihn durchströmend, auf das Leben und Lehren jenes wirkungsmächtigsten aller Erdenpilger zurückführt, dessen Auferstehung aus dem Staube der Zeitlichkeit, dessen Eingang in die unvergängliche Heimat uns die Osterglocken künden. Und dann wird ein Schauer letzter Erschütterung ihn anrühren, wie jene deutscheste und menschlichste Gestalt ihn erlebte, die je ein Dichter schuf: jener blasse Stubengelehrte, der sich in der Feiermorgenstunde gegen dieses unbegreiflichste Solde Sehnen noch wehrt: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube", und dessen erlöste Seele doch einmal am Throne der Gnade knien wird, umjubelt vom Chore der Engel:

„Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis ..."

Und auch wer mit Faust fühlt, daß ihm der Glaube noch fehlt, wird still und ahnungdurchschauert vor sich hinsprechen — er darf's, er ist ja kein Sowjetbürger —: „Christ ist erstanden — ja wahrlich, er ist auferstanden ..."

Oster-Rätsel.

Zerschnitt-Aufgabe.



Aus vorstehenden Schnitteilen ist ein Osterei in der Weise zusammenzusetzen, daß die Schnittflächen ein Gesicht ergeben.

Bruchstück-Aufgabe.

as eh lk lf ab om hm ix il ms om au ee hr ig.

Obigen Bruchstücken soll vorn je ein Buchstabe angefügt werden, so daß Wörter entstehen. Wenn richtig gefunden, müssen die Buchstaben, zusammengezogen, einen Tag im Kirchenjahr ergeben.

Streich-Rätsel.

Kübel Wanda Garbe Flasche Eris Herde Reigen Trube Halma Roggen.

Durch Streichen je eines Buchstabens in vorstehenden 10 Wörtern ist ein neues Wort zu bilden, während die gestrichenen Buchstaben, aneinandergereiht, einen hohen christlichen Feiertag ergeben.

Silben-Ergänzungs-Rätsel.

ril — ber — sta — se — er — pi — ka — fied — ni.

Werden vorstehende Silben, die die Mittelsilben dreisilbiger Wörter darstellen, durch eine der nachstehenden vorn und hinten ergänzt, so ergeben die entstehenden Wörter in ihren Anfangs- und Endbuchstaben, wenn aneinandergereiht, zwei mit der Leidensgeschichte Christi in engem Zusammenhang stehende Stätten im Heiligen Lande.

a an bach do e e go ho la lung ment mi ni sau stel te teig ve.

Telegramm-Rätsel.

... — — — —	Möbelstück.
. — . . —	Stadt in Italien.
— . . — — .	Stellvertretender Herrscher.
— . — . .	Reinigungsmittel.
— . — . .	Raubtier.
— — — . . . — —	Spanische Festung.

Punkte und Striche stehen an Stelle von Buchstaben. Sind die angedeuteten Wörter gefunden und die auf die Punkte entfallenden Buchstaben verbunden, so ergeben diese einen Ostergruß.

Verbindungs-Aufgabe.

Bach Bruch Dorf Ebers Ernst Feld Frank Furt Gau Haus Hof Ober Rad Saal Sulz Thal Tor Torf.

Zwei der vorstehenden 18 Wörter müssen, richtig verbunden, einen Ortsnamen ergeben. Werden diese dann in eine bestimmte Reihenfolge gebracht, so nennen die Anfangsbuchstaben, aneinandergereiht, einen christlichen Gedenktag.

Umstellungs-Rätsel.

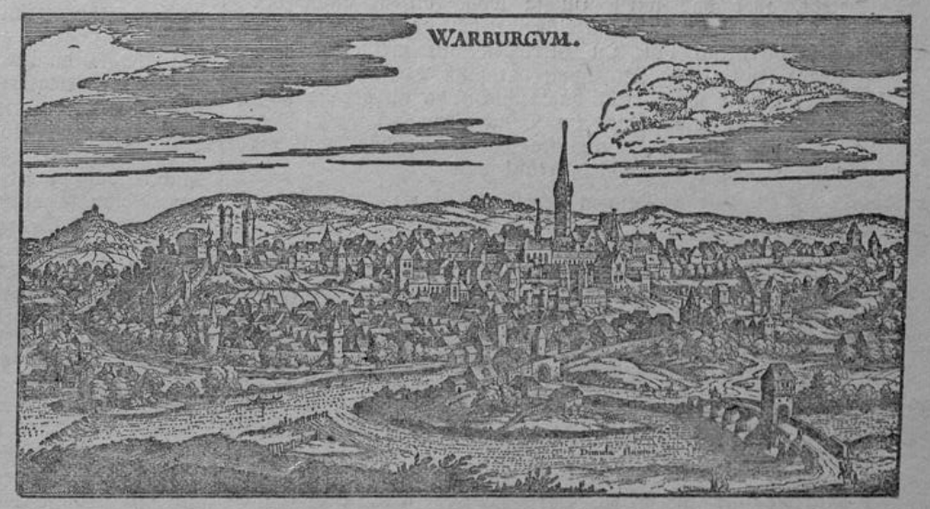
al ba bres be er es gar lau ma mei pat por rasp ro sel sel sen ta te te ter win.

Aus vorstehenden 22 Silben sind 11 zweisilbige Wörter zu bilden. Durch Umstellen der Buchstaben dieser Wörter werden alsdann 11 neue Wörter gewonnen, die in ihren Anfangsbuchstaben, aneinandergereiht, einen Festbrauch ergeben.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt



Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes

Nr. 30 | **16. April 1930** | **5. Jahrgang**

Felix will heiraten

Nachdruck verboten.

Roman von Eduard W. Maybach

Copyright Greiner & Co., Berlin NW 6.

8. Fortsetzung.

Die Tante war, rein äußerlich zu urteilen, eigentlich eine recht alte Jungfer. Sie war noch immer ein Fräulein Vallentin und hatte dabei ein Alter von 57 Jahren erreicht. Aber sie war eine Frau, die mit offenen Augen durch die Welt ging und die Dinge gerade heraus anzufassen pflegte.

„Was ist los, Liakind?" empfing sie ihre Nichte an der Bahn, und als sie in dem Gesicht des armen Mädchens sichtliche Spuren von Tränen bemerkte, als Lia ihr weinend um den Hals fiel und sie immerzu abküßte, gab sich Tante Martha selbst die Antwort auf ihre Frage:

„Strafexpedition — Liebesgeschichte."

„Ja, Herzenstante," gab Lia alles zu, „die Liebe ist es." Und mit einem Schlage fühlte sie sich geborgen bei der alten Tante, die soviel Verständnis für die Leiden eines jungen Mädchenherzens hatte.

In dem behaglichen Heim der Tante in der altväterlichen Douglasstraße angelangt, mußte Lia ausführlich erzählen. Sie berichtete davon, wie sie Felix Schmidt in den wenigen Wochen lieben gelernt hatte, wie er ihr aber auf ihre Frage nach seinem Beruf aus einem ihr unbekannten Grunde obenhin geantwortet habe, er sei ein kleiner Angestellter. In Wirklichkeit scheine es eine ganz gewichtige Persönlichkeit zu sein. Sie erzählte ferner von der Aufregung, die sie, von ihrem letzten Stelldichein heimkehrend, zu Hause vorgefunden habe, und daß der Vater der offensichtlich über Herrn Felix Schmidt von irgendeiner mißgünstigen Seite verleumderisch orientiert worden war, ihr erklärt habe, der Mann sei ein Hochstapler.

Tante Martha wiegte nachdenklich den Kopf.

„Im Zweifelsfalle", sagte sie dann, „traue ich mehr der Stimme deines Herzens, liebes Kind, als den fühlen Informationen deines Vaters. Der Mann, den du mir schilderst, scheint mir eine sympathische und ehrenwerte Persönlichkeit zu sein, und ich hätte nicht übel Lust, ihn einmal persönlich kennenzulernen."

„Aber das wird ja nicht möglich sein", rief Lia, die mit Bedauern zum hundertsten Male bei sich feststellte, daß sie ja nun auch selbst auf lange hinaus auf jedes Zusammentreffen mit Felix Schmidt verzichten müsse.

„Nun, wir wollen sehen, mein Kind", gab Tante Martha zurück. „Und was hast du im übrigen deinerseits unternommen, um zweifelsfreien Aufschluß über Beruf und Lebensstellung des Herrn Schmidt zu erhalten?"

Lia berichtete von ihrem Brief an Vetter Ewald, den Assessor, worauf Tante Martha vorschlug, die Sache bis zum Eintreffen eines Bescheides von Vetter Ewald zu vertagen. Aber sie versicherte der unglücklichen Nichte noch einmal, daß sie ganz auf ihrer Seite stehe und auch schon angefangen habe, ihren Felix zu lieben.

Gestärkt durch die freundlichen Worte der Tante, schlief Lia diese erste Nacht in Karlsruhe mit weniger unglücklichen Gefühlen ein, als sie die letzte Nacht in Berlin eingeschlafen war. Bekümmert war sie einzig und allein deshalb, weil sie von ihrem Liebsten nur ein paar hundert Kilometer entfernt war und fürs erste keinerlei Möglichkeit finden würde, ihn wiederzusehen. Und wie sollte sie ihm mitteilen, daß sie zu der nächsten Verabredung nicht kommen könne, wie ihm ihre fluchtartige Abreise von Berlin motivieren?

Der Briefträger hatte ihr einen Brief von Berlin gebracht mit dem Absender: Ewald Vallentin, Assessor.

Der Brief lautete:

„Liebes Kusinchen!

Froh, endlich einmal etwas für Dich tun zu können, habe ich mich alsbald nach Empfang Deines Briefes mit affenartiger Geschwindigkeit auf Deinen „Mann" gestürzt.

Geliebte Lia, ich muß auf Dich verzichten. Ein Stärkerer führt Dich hinweg, mit dem es so ein armer, kleiner Assessor nicht aufnehmen kann. Ich nehme selbstverständlich an, daß, wenn eine junge Dame Deines heiratsfähigen Alters sich nach einem Herrn erkundigt, einwandfrei eine Angelegenheit des Herzens vorliegt. Aber Scherz beiseite!

Felix Schmidt, Berlin-Schöneberg, Innsbrucker Straße 30, ist, wie ich mich bei zwei führenden Auskunfteien erkundigt habe, eine äußerst angesehene Persönlichkeit. Er ist zusammen mit einem Otto Birkenbusch der Inhaber der bekannten Firma „Bergers Kaffeegeschäft", die in Berlin, wie Du ja wohl weißt, rund dreißig große Filialen unterhält. Man schätzt Felix Schmidt für seinen Geschäftsanteil auf eine bis andert-

halb Millionen Mark. Er soll monatlich über ein Einkommen von zirka 12000—15000 Mark zu verfügen haben. (Wo bleibe ich da mit meinen 350 Mark Monatsgehalt?) Persönlich wird er als ein sehr angesehener, liebenswürdiger Herr geschildert. Allerdings steht, aber das wirst Du ja wohl wissen, unter der Rubrik „besondere Kennzeichen“: völlige Glatze.

Hoffentlich bist Du zufrieden mit meiner Arbeit, liebes Kusinchen. Der Spaß hat mich 20 Mark gekostet, die Du mir wohl recht bald schickst, da ich gerade ausnahmsweise wie immer im Druck sitze.

Grüße, bitte, Tante Martha recht schön von mir und sei selbst herzlichst gegrüßt von

Deinem armen Assessor

Ewald.“

Glückstrahlend sahen sich die beiden Frauen an. Felix Schmidt war also über jeden Zweifel erhaben, ja sogar eine sehr angesehene Persönlichkeit, und es lag nichts vor, als ein übles Ränkespiel, dem Papa Vallentin anscheinend ein wenig leichtgläubig zum Opfer gefallen war.

Tante Martha fühlte sich förmlich noch einmal jung und erlebte das Glück ihrer Nichte sichtbar mit. Lia lachte und weinte in einem und sah dabei wirklich entzückend aus.

Nun wurde großer Kriegsrat gehalten, bis Tante Martha, die in hellen Eifer geraten war, kurzerhand vorschlug:

„Wir laden deinen Kaffeemagnaten einfach ein, er soll sich einmal Badens schöne Hauptstadt ansehen. Wenn er dabei „ganz zufällig“ hier in der Douglasstraße unter meiner gestrengen Aufsicht mit dir zusammentrifft, kann da jemand etwas dafür? Erfährt es der Vater später einmal, so kann er uns auch nicht auffressen, und gegen die Liebe ist sowieso kein Kraut gewachsen.“

Das alte Fräulein sprach temperamentvoll wie ein junges Mädchen. Lia fiel ihr selig um den Hals und küßte sie mit einer Herzlichkeit ab, die Tante Martha lachend und mit der Begründung, daß sie unter den obwaltenden Umständen auf derartige Zärtlichkeitsbeweise keinen Anspruch mehr habe, ablehnte.

Am anderen Tage, es war Montag vormittag, las Felix, von den Händen des Fräulein Martha Vallentin geschrieben, daß deren Nichte Lia nicht zu dem für nächsten Tag verabredeten Stelldichein kommen könne, da sie aus brieflich nicht näher zu erörternden Gründen inzwischen nach Karlsruhe habe reisen müssen. Es bleibe dem Empfänger dieser Zeilen überlassen, wenn es seine Zeit erlaube, auf einen Katzensprung nach der badischen Hauptstadt zu kommen, um so eine Aussprache zu ermöglichen, die der Schreiberin dieser Zeilen nach der augenblicklichen Sachlage geboten und auch gerechtfertigt schien.

12. Kapitel.

Der Dieb mit dem falschen Namen.

Noch am Montag abend fuhr Felix Schmidt in einem Schlafwagenabteil gen Karlsruhe. Der Brief hatte ihn mit seinen Andeutungen zuerst reichlich beunruhigt. Dann aber las er als das Wichtigste Lias Wunsch heraus, ihn trotz der Entfernung noch in diesen Tagen wiederzusehen. Was konnte also seinem Glück noch im Wege stehen?

Gewiegt von dem Rattern der Räder schlief Felix ein, und es war ihm, als sähe er in zwei lachende Augen, die seine Ankunft in Karlsruhe schon mit Sehnsucht erwarteten.

Hätte er nur einen Eisenbahnwagen weiter sehen können, so wäre sein Schlaf wohl weniger ruhig gewesen.

Dort saßen in einem Abteil erster Klasse zwei Herren. Als der Schaffner die Fahrkarten kontrollierte, wies der eine der beiden Passagiere, ein sehr gepflegt aussehender älterer Herr, eine Fahrkarte nach Genf vor. Auf der Titelseite des aus mehreren Blättern bestehenden Fahrscheins, wo nach den Bestimmungen die Unterschrift des Reisenden zu stehen hatte, las der Schaffner voll Ehrerbietung: F. P. Svenderson, königlich schwedischer Gesandter, Genf. Das Billett des anderen Reisenden ging nach Basel und lautete auf den einfacher klingenden Namen Felix Schmidt. Ein Bekannter des etwas zurechtgestutzten Mannes mit dem auf Felix Schmidt lautenden Billett hätte nach näherem Hinsehen allerdings feststellen müssen, daß es sich hier wohl kaum um den wirklichen Felix Schmidt handeln konnte.

Eintönig ratterte der Zug durch die Nacht.

Da fuhr der königlich schwedische Gesandte, der sich etwas hingestreckt hatte, mit einem Ruck aus dem Schlafe empor. Ihm war, als hätte sich jemand an seiner Brieftasche zu schaffen gemacht.

Wie — huschte da nicht eine Gestalt zur Tür hinaus?

Die Brieftasche war verschwunden. Im ersten Augenblick wollte der Ueberraschte die Notbremse ziehen und Lärm schlagen. Aber als politische Persönlichkeit, die noch dazu in inoffizieller Mission reiste, sagte sich der Gesandte, daß er jedes Aufsehen vermeiden müsse. So zog der Gesandte einstweilen nur den Zugführer ins Vertrauen. Der Beamte machte auf der nächsten Station — es war Eisenach — offizielle Meldung von dem Geschehnis, das aber nach der dringenden Bitte des Bestohlenen streng diskret behandelt werden sollte.

Nachdem der Zug Eisenach bereits wieder verlassen hatte, fiel es dem Gesandten wie dem Zugführer auf, daß der zweite Passagier des Abteils unter Hinterlassung seines Gepäcks verschwunden war. Als sich der Passagier gegen Morgen noch nicht wieder eingefunden hatte, beschlagnahmte der Zugführer das Gepäck und übergab es an der nächsten Station der Stationsleitung zur Weiterleitung an die untersuchungsführende Stelle in Eisenach.

In dem Gepäck befand sich als einziges Dokument, das auf die Persönlichkeit des Täters schließen ließ, ein Reisepaß, der auf den Namen Felix Schmidt ausgestellt war. Unter der Personalbeschreibung stand zu lesen: Figur leicht korpulent, besondere Kennzeichen: völlige Glatze.

Am nächsten Tage brachte der Polizeifunk über ganz Deutschland Namen und Personalbeschreibung des mutmaßlichen Eisenbahndiebes. Man hatte zuvor durch die Kriminalpolizei einer Zwischenstation den schwedischen Gesandten im Zuge darüber befragen lassen, ob die Personalbeschreibung auf sein in Verdacht der Täterschaft stehendes Gegenüber passe. Der alte Herr meinte, es würde wohl stimmen. Die Glatze habe er, da der Mann eine Reisemütze getragen habe, nicht in Erinnerung, etwas korpulent sei er ihm vorgekommen, wenn er auch ein verhältnismäßig schmales Gesicht gehabt habe. Der Zugführer wiederum erinnerte sich deutlich daran, daß das Billett des Täters auf den Namen Felix Schmidt gelautet hatte.

Felix Schmidt war also der Eisenbahnräuber und Felix Schmidt wurde steckbrieflich verfolgt.

13. Kapitel.

Wenn man verliebt ist.

Der wirkliche Felix Schmidt hatte von dem Vorfall im D-Zuge keine Silbe erfahren. Er stieg in Karlsruhe guten Mutes aus und wurde auch von niemandem behelligt, da zu dieser Vormittagsstunde die Eisenacher Behörde eben erst auf seinen Namen aufmerksam geworden war. —

Mit einem Blick auf die Uhr dachte er daran, daß jetzt in Berlin sein Kompagnon Otto im Bureau wohl gerade die Nachricht von ihm erhalte, mit der er ihm kurz mitteilte, er habe rasch verreisen müssen. Wie das in Berlin vor sich ging, konnte Felix sich aus der Ferne haargenau ausmalen.

Frau Zeisig, der er den Brief für Otto gegeben hatte, fuhr nach dem Bureau, nicht ohne vorher sorgfältig Toilette gemacht zu haben. Im Bureau wandte sie sich an Heinrich, der für sie nicht nur das Faktotum des Hauses, sondern auch neben ihrem Herrn und Gebieter der einzige Mann war, dem sie ein höheres Interesse entgegenbrachte. Heinrich empfing seinen „lieben Zeisig“ mit einem bis an die Ohren hin schmunzelnden Mund und fragte nach ein paar flüchtig gewechselten Worten die Frage, die man außer im Hauptkontor von Bergers Kaffeegeschäft auch schon in sämtlichen 30 Filialen der Firma kannte:

„Zeisig, wann lassen wir uns aushängen?“ worauf Frau Zeisig nur sanft antwortete:

„Noch lange nicht, mein Goldkind.“

(Fortsetzung folgt.)

Erscheint
Herausg
Monat
mangel
und Zei

Nummer

Reichskanz
in einem
und empf
geeignete
Haushalt
für den
partei in
rufen wo
Worte de
bei einem
stürzt.
Dames
ein groß

kurz, au
friedl
Osterfeie
Sorgen
und die
herausfie
bereitung
Erö
mit der
des am 2
die Gegen
und die
heit zufa
Folgen
die Deut
welcher
einer Zu
teren Z
sehen.
Und
Verhandl
Kurz vo
eine Be
unter B
doch hät
men sol
an der S
Die
ein Frie
Vereinig
Begrenz
nun den
Alle
das sie
Milliard
Schiffsg
Stärkung
ihrer Mi
englisch
seiner G

Wisung
nicht nur
auch Fra
Lage war
zu spiele
Namen „
dessen „
lichung
denen de
Steed, fa
Kriege n
Als
daß, wenn
haben, sie
nommen h
vielmehr
für ihre
schiffbaute
ozeanische
werden, u
legen wir
hatten de
Glück für
Nun,
eres kann
so kann es
Stapel zu
pressen b
würde.
Neubauter
der Landa
der erwei

Nur im Kreuz ist Heil!

!! Am Karfreitag pilgern wir zum hl. Kreuz. „Sehet da das Holz des Kreuzes, an dem das Heil der Welt gehangen. Kommet, lasset es uns anbeten!“ So ruft die Kirche ihren Gläubigen zu. Auch heute im 20. Jahrhundert! Wo man so stolz ist auf die Erfindungen in der modernen Technik, auf die Ergebnisse der Naturwissenschaft, auf die Fortschritte in der Heilmethode, auf die wirksame Bekämpfung von Seuchen, so stolz auf Gesundheitspflege und Körperkultur! Heute, wo überall die Fabrikschlote gen Himmel ragen, das Flugzeug stolz und sicher die Luft durchzieht!

Was brauchen wir da noch das Kreuz — sagen die einen. Und es sind nicht wenige, die so denken und sprechen. Sie spotten des Kreuzes! Sie meinen, das Kreuz sei nur für die Toren und Einfältigen. Nicht bloß in Rußland, sondern auch bei uns in Deutschland, und nicht bloß einzelne, sondern viele. Sie rufen: das Kreuz ist nichts, der Mensch alles. Nicht ein Gott, nicht Christus am Kreuz kann das Proletariat erlösen und zum Aufstieg führen. Der Mensch muß sich selbst erlösen im Kampf nicht bloß gegen die Bourgeosie, sondern gegen jede Religion, auch die Religion des Kreuzes. Religion bedeutet Bindung, Hemmung. Man will Freiheit, nicht für andere, sondern für sich, zum eigenen Aufstieg und vollen Genuß des irdischen Glücks. Das Kreuz ist vielen im Weg, unmodern, nur noch wert für das Museum, nicht aber für Familie, Staat und Volk. Der Gekreuzigte mag sterben. Der Uebermensch muß leben.

Wie viele beugen sich heute lieber einem Parteigötzen, verschreiben sich einer Partei, opfern dieser ihr Hab und Gut, aber vor dem Kreuze beugen sie sich nicht, aus der Partei der Christen treten sie aus und dem Opfer der Kirchensteuer versagen sie sich und drehen der Kirche dem Rücken zu! Andere wieder trotzen zwar nicht dem Kreuz, wagen es nicht, dieses Zeichen zu schmähen. Wagen es aber auch nicht, dieses Kreuz zu schauen, es an sich und auf sich zu nehmen. Sie drücken sich an dem Kreuz vorbei, wo sie es nur irgendwie können. Das Kreuz ist eine allzu herbe Sache für moderne, zartnervige Menschen. Es verlangt zu viel Opfergeist, zu viel Willenskraft. Man betet vielleicht dieses Kreuz noch an, aus Gewohnheit vielleicht oder weil es noch zum guten Ton gehört, aber man lebt es nicht, geht ihm möglichst viel aus dem Wege, stellt es nicht in den Mittelpunkt, sondern weit weg von der Peripherie. Man hat es vielleicht auch noch im Zimmer hängen. Man stellt es im Zimmer auf bei besonderen Anlässen, im Krankenzimmer, in der Totenkammer, aber man stellt sich nicht gern unter das Kreuz. Dort war es Aergernis und Torheit, hier nur Fassade, schöne Repräsentation. Der Gekreuzigte will beides nicht. Er will ein uneingeschränktes Bekenntnis unserer Hilflosigkeit und Erlösungsbedürftigkeit. Er will, daß wir bekennen: nur im Kreuz ist Heil.

Haben wir nicht bei aller moderner Selbsterlösungstheorie doch in der Praxis immer noch genug an Hungersnot, Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, sozialer und moralischer Verelendung, immer noch genug Krankheit und Sterben! Ja, auch heute wachsen die Bäume nicht in den Himmel. Was soll der arme oder der kranke, sieche Mensch oder der vom Unglück verfolgte Mensch überhaupt noch anfangen mit seinem Leben ohne das Kreuz. Wenn das Kreuz nichts mehr gilt, dann gilt nur noch letzten Endes der Geldsack, das Kraftmeiertum, die Roheit und Gewalt. Wenn das Kreuz nichts mehr gilt, dann wäre für die Mehrzahl der Menschen das konsequente Ende der „Freitod“, wie die modernste Ethik heute vom Selbstmord sagt.

Nicht das Kreuz ist Torheit, sondern das Leben ist Unsinn ohne das Kreuz. Wo das Kreuz Fassade ist, da allerdings erzeugt es keinen Segen, keinen Mut, keine Kraft, kein Leben. Da überwindet es auch nicht Kommunismus und Bolschewismus. Da mehren sich die Kreuzeshasser! Da triumphiert die Gottlosigkeit. Wer nicht ein wahrer Kreuzesjünger ist, wer nicht lebt nach dem Vorbild des Gekreuzigten in Demut, Selbstlosigkeit, Gehorsam gegen Gottes Willen und Güte und Liebe gegenüber dem Nächsten, der stärkt die Reihen der Gottes- und Christusfeinde, der hindert den Sieg des Kreuzes, trägt bei zu seiner Entehrung, der kreuzigt aufs neue den Heiland.

Wie aber heißt es am Karfreitag? „Kommet, lasset uns das Kreuz anbeten!“ Ja, anbeten will ich dich, du heiliges Kreuz, anbeten in der Tat und Wahrheit. Zeugnis geben, von deinem Licht und Leben, deiner Kraft!

F. H.

Geht es auch ohne Religion?

Eine Osterbetrachtung von Walter Bloem.

Als ich vor drei Jahren in Sowjetrußland war, hatte es den Anschein, als habe die herrschende Oligarchie den schon einmal mit großer Tatkraft begonnenen Feldzug gegen die Religion abgeblasen. In der Oeffentlichkeit konnte man von antikirchlichen Unternehmungen nicht mehr viel bemerken. Zwar waren viele Kathedralen und Kirchen in Arbeiterheime oder gar Kinos, im mildesten Fall in historische Museen des „abergläubischen Irrwahns“ verwandelt. Auch gaben die der rechtgläubigen Kirche überlassen gebliebenen Gotteshäuser durch ihre Verwahrlosung äußere Kunde, daß der Staat sich nicht mehr um sie kümmerte, und den Gläubigen zu ihrer Instandhaltung die Mittel fehlten. Aber allsonntäglich und auch an vielen Werktagsabenden waren sie von Trostsuchenden bis in die Vorhallen gefüllt und durchklungen von den herrlichen a-capella-Chören und Soli der orthodoxen Liturgien und Messen. Sogar die seltsam rauhen Klänge der unzähligen Kirchenglocken wagten sich schüchtern wieder aus langem Verstummen hervor. Zwar lästerte an der Schmalwand des großen Sowjethauses Lenins Hohnwort „Religion ist Opium für das Volk“. Aber schräg gegenüber am Pfeiler zwischen dem Doppeleingang zum „Roten Platz“ klebte noch immer das uralte heilige Kapellchen der Mutter Gottes von Iwersk, und hinein strömte das Volk, von Morgengrauen bis Toresschluß, und holte sich sein „Opium“ ...

Jetzt sind die Kirchenglocken abermals verstummt, das Kapellchen der Iwerskaja Mater ist niedergerissen, und das Volk muß sich ohne „Opium“ durch die furchtbaren Entsagungen hindurchkämpfen, welche das neurussische Evangelium, die Pjatiletka oder der Fünfjahresplan, ihm auferlegt.

Das grausame Experiment ist durchgeführt: Auf einem Siebentel der Erdoberfläche muß es ohne Religion gehen. Die ist hinfort nicht mehr „Privatsache“, wie im westlichen Himmel auf Erden, sondern staatsfeindlich, hochverräterisch, gegen-